

Jahre. Damals komponierte Henze nach Gedichten von Bachmann die *Nachtstücke und Arien*, seine definitive Abkehr von der seriellen Kompositionsweise und seine größte Annäherung an eine spätrromantische Ausdruckskunst, die zuweilen an Wagners *Tristan* denken lässt. Vielleicht gab es in Henzes Leben und auch in ihrem, Ingeborg Bachmanns Leben, keinen glücklicheren Augenblick als die Zeit der Ariosi – die Widmung scheint es anzudeuten. *Enigma* ist, soweit ich sehe, Ingeborg Bachmanns letztes Gedicht.

Nichts mehr wird kommen.
Frühling wird nicht mehr werden.
Tausendjährige Kalender sagen es jedem voraus.
Aber auch Sommer und weiterhin, was so gute Namen
wie »sommerlich« hat –
es wird nichts mehr kommen.
Du sollst ja nicht weinen,
sagt eine Musik.
Sonst
sagt
niemand
etwas.

Joseph McVeigh: *Ingeborg Bachmanns Wien 1946-1953*. Insel, Berlin 2016, 314 S., 24,95 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein, Göttingen, seine dreibändige Studie *Große Romane der Weltliteratur*.

Ulrich Baron

Wer da hat, dem wird gegeben

Neue Bücher zu Ungleichheit und Eigentum, Besitz und Verteilung

Sozialpolitisch ist Deutschland offenbar ein *failed state*. Ausgerechnet der Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Marcel Fratzscher, hat in seinem Buch *Verteilungskampf. Warum Deutschland immer ungleicher wird* festgestellt: »Immer weniger Menschen in unserem Land haben eine wirkliche Chance, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu nutzen (...). Nirgendwo schaffen weniger Kinder den sozialen Aufstieg. Nirgendwo verbleibt Reichtum so oft über Generationen hinweg in

denselben Familien. Nirgendwo bleibt Arm so oft Arm und Reich so oft Reich.« Den »schwächsten 40 Prozent der Deutschen« werde die Chance genommen, »ihr wirtschaftliches Schicksal selbst bestimmen zu können«.

Bücher wie Harry G. Frankfurts *Ungleichheit. Warum wir nicht alle gleich viel haben müssen* dürften diesen 40 % angesichts der Tatsache, dass heute 1 % der Deutschen über 24 bis 33 % des Gesamtbesitzes verfügen, wie eine Bagatellisierung des Problems und als Verhöhnung erscheinen. Und angesichts des publizistischen Aufwandes, den sich Karl Marx und Friedrich Engels bei der Kritik des entfalteten Industriekapitalismus gemacht haben, erscheinen die *Grundrisse einer kommenden Ökonomie*, die Paul Mason in seinem Buch *Postkapitalismus* entwirft, ebenso schmalbrüstig wie Stefan Mekiffers Vorschlag zu einer organischen Reform des Geldwesens, die unter dem Titel *Warum eigentlich genug Geld für alle da ist* veröffentlicht wurde.

Wenn Mason gegen Ende seiner Erwägungen zu der Einsicht kommt: »Die schwierigste Aufgabe ist die Gestaltung des Staates«, so kann man ihm nur mit einem platonischen Stoßseufzer zustimmen: Ja, der Staat. Und so detailliert Fratzscher belegt, dass zu viele Menschen zu wenig aus sich und ihrem Geld machen können und Ursachen für die wachsende Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen benennt, bleibt sein Lösungsansatz doch reformistisch. Statt über das Kommende zu spekulieren, sollte man das Überkommene analysieren. Dazu zählt, dass Deutschland laut Fratzscher ein »Land der reichen Familienunternehmen« ist, dessen Eliten unter sich bleiben.

Aufholjagd ohne Zielband

Noch immer habe das Elternhaus maßgeblichen Einfluss auf Bildungs- und Berufskarrieren. Kinder von Hauptschülern würden überproportional oft Hauptschüler, Akademikerkinder überproportional häufig Akademiker. Wolle man die Chancengleichheit mindern, so müsse man dort ansetzen, wo die Entwicklung beginnt: »Ein Euro, der in die frühkindliche Bildung investiert wird, hat einen deutlich höheren gesamtwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzen als ein Euro für die tertiäre Bildung an Universitäten. Denn wenn ein Kind schon sehr früh gefördert wird, ist es nicht nur offener und flexibler, neue Dinge zu erlernen und die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln, sondern es profitiert davon auch in allen weiteren Lebensphasen.«

Zum Bildungsprogramm zählt dann auch die Befähigung, Einkommensüberschüsse so anzulegen, dass sie eine zusätzliche Rendite erwirtschaften. Fratzschers Lösungsvorschläge aber bleiben systemimmanent, denn sie setzen auf eine Aufholjagd, die nur in Ausnahmefällen gelingt. Trotz des kämpferischen Titels zielt sein Buch eher auf eine Mobilisierung ungenutzter Potenziale als auf eine Minimierung der Vermögensunterschiede.

Zur Veranschaulichung seiner These bringt Fratzscher zwei fiktive Beispiele: Lena ist als Tochter von Hauptschülern aufgewachsen, hat die Realschule besucht und sonst keinerlei Bildungsförderung erhalten. Später hat sie eine Lehre als Bürokauffrau gemacht und mit ihrem geringen Einkommen keine Chance, eine Immobilie zu erwerben; sie muss von ihrem kleinen Gehalt 35 % für Miete aufwenden. Paul ist als

Akademiker- und Beamtenkind in einem anregenden Umfeld aufgewachsen, hat das Gymnasium besucht, Jura studiert, ist in den öffentlichen Dienst eingetreten und verfügt mit seiner ähnlich privilegierten Frau zusammen über ein monatliches Nettoeinkommen von 7.000 Euro. Obwohl ähnlich begabt, sorgt die unterschiedliche Herkunft von Lena und Paul für ganz unterschiedliche Karrieren. Zudem haben Paul und dessen Frau zur Hochzeit von ihren Eltern Geld für eine Eigentumswohnung erhalten und leben somit mietfrei.

Fratzschers fiktive Beispiele sind anschaulich, doch sie verengen den Blick. Man muss Lena und Paul noch Ansgar zur Seite stellen. Der ist als Sohn einer Hamburger Unternehmerfamilie an der Elbchausee aufgewachsen, hat seine Ferien im Sylter Haus der Großeltern verbracht und neben der Firma auch die Immobilien geerbt. Allein die Wertsteigerung des Sylter Anwesens war in den letzten Jahrzehnten höher als alles, was Paul und seine Frau von ihren Akademikergehältern haben zurücklegen können.

Der Matthäus-Effekt

Der Verteilungskampf wird nicht nur um Einkommen geführt, sondern auch um Eigentum, und hier liegt der Pferdefuß jeder Ausbildungs- und Qualifikationsoffensive. Immer mehr Menschen konkurrieren um Güter, die nicht beliebig vermehrbar sind. Je mehr Paare, wie Paul und seine Frau, mit hohen Einkommen ins Berufsleben einsteigen, umso mehr solcher Paare kommen bei Besichtigungsterminen für Immobilien in begehrten Lagen zusammen. So steigen die Preise und wachsen die Vermögen der Immobilienbesitzer – und das gerade dort überproportional, wo sie ohnehin schon im obersten Segment liegen. Man bezeichnet das als Matthäus-Effekt, »denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe«. Und auch der zweite Teil des Bibelzitats bleibt aktuell, denn »wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat«. Sollten Paul und seine Frau sich aufgrund häufiger Umzüge statt für Eigentum für Mietwohnungen in Citylage entschieden haben, so könnten deren Kosten am Ende höher sein als ihre Renten. Ohne ihn zu kennen haben sie mit ihrer guten Ausbildung und ihrer hochqualifizierten Arbeit immerhin dazu beitragen können, dass Ansgar noch ein bisschen reicher geworden ist. Immerhin haben sie Gelegenheit gehabt, zumindest zu versuchen, die Kluft zwischen ihnen und Ansgar zu verringern, doch ihr Beispiel legt nahe, dass Ausbildungsförderung die Ungleichheit noch fördert, indem sie den Verteilungskampf auf ein höheres Niveau hebt. Dem muss man gleich hinzufügen, dass auch mit Ansgar das Bild noch nicht vollständig ist, weil er zu dessen stillen und eher passiven Profiteuren zählt.

Tatsächlich aber profitieren die Reichsten und Einkommensstärksten nicht nur überproportional von der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern versuchen Profite und Einkommen ständig zu steigern. Aber wie lassen sich Millionengehälter begründen? Wenn sie leistungsgerecht sein sollten, wozu wären dann noch zusätzliche Leistungsanreize und Vergütungen – vulgo Boni – nötig? Wozu brauchen fähige und risikobereite Manager millionenschwere Abfindungen und Rückstellungen für betriebliche Altersversorgung, obwohl sie doch bestens qualifiziert sein sollten, ihr Alter privat abzusichern?

Die Reichsten verfügen über die besten Mittel, ihre Vermögen zu mehren – seien es Anlageberater, seien es Anwälte, die für suboptimale Beratung Schadenersatz einlagen, seien es Ohrenbläser, die den Gesetzgebern kostenlos mit Rat und Tat zur Seite stehen. Letztere nennt man auch Lobbyisten und das Buch *Lobbykratie* von Markus Balsler und Uwe Ritzer nennt viele gute Gründe deren Aktivitäten einzuhegen.

Einhegen heißt auf Englisch *to hedge*, was den Hedgefonds ihren Namen gegeben hat, deren Ziel es ist, hochprofitable, aber riskante Anlagen optimal abzusichern. Dabei sorgt das Spieler-Bank-Prinzip dafür, dass den einen die Fülle und den anderen die Armut bleibt. Bei einem Glücksspiel siegt am Ende immer die Bank. Nicht nur, weil die Gewinnchancen ungleich verteilt, sondern weil ihre Geldmittel quasi unbegrenzt sind. Wenn sie 1.000, 10.000 oder eine Million Euro verliert, kann sie diesen Schaden immer wieder gut machen. Ein kleiner Spieler aber, der seine 1.000 Euro verzoockt hat, ist pleite und hat keine Chance auf eine Revanche.

Eigentum verpflichtet?

Ein radikales Mittel gegen die wachsende Ungleichheit wäre eine regelmäßige Umverteilung, sprich Enteignung überproportional großer Vermögen, die, vor allem als Betriebsvermögen, bei der Bemessung der Erbschaftssteuer privilegiert sind. Doch warum sollte man Menschen etwas wegnehmen, mit dem sie offenbar besser umgehen können als andere? Die Crux liegt darin, wie sich (unternehmerische) Freiheit mit der Verpflichtung vereinbaren lässt, die unser Grundgesetz dem Eigentum zuschreibt. »Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen« heißt es in Artikel 14, der auch eine Enteignung, aber »nur zum Wohle der Allgemeinheit« zulässt. Wer sich durch diese Verpflichtung überfordert fühlt, kann sich ihrer allerdings durch freiwilligen Verzicht jederzeit entledigen.

Aber nicht erst Vermögen, schon Talente waren und sind unter den Menschen unterschiedlich verteilt. Seit Beginn der Arbeitsteilung sind sie auch immer unterschiedlicher bewertet worden, weil diese die Entfaltung von Ausnahmebegabungen fördert. Für Fußballer und Tenöre wie für Herzchirurgen und Manager aber gilt, dass sie ihre exzeptionellen Leistungen nur aufgrund des hohen Organisationsgrades der Gesellschaft voll entfalten und entsprechend zu Geld machen können.

So ließe sich der Grundsatz »Eigentum verpflichtet« auch auf Privilegien und Talente ausdehnen und gegen die dreiste Behauptung ins Feld führen, man sei ein Millionengehalt »wert«, weil es Leute gebe, die bereit seien, es einem zu zahlen. Wer seinen Marktwert zur Grundlage seiner Einkommensvorstellungen macht, gesteht damit auch ein, dass dieser Wert gesellschaftlich ermöglicht und bedingt ist – und dass seine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft demnach proportional zu dieser Ermöglichung und Bedingung anzusetzen wäre. Das geschieht bislang nicht konsequent genug, obwohl der Anteil der Gesellschaft an einem Managergehalt oder einer Dividendenausschüttung weit höher ist als jene paar 100 Euro, die eine monatliche Leistung nach Hartz IV beträgt.

Jeder Einkommensmillionär sollte es als Ehre und Leistungsbeweis ansehen, mehr Steuern zu zahlen und mehr zu spenden als alle seine Kollegen. Ist das eine naive Vorstellung? Dann sollte man auch gegenüber den Ansätzen von Mason und Mekiffer

skeptisch sein, die ein voluntaristisches Wir als Subjekt einer neuen Weltordnung voraussetzen. Doch die Welt steckt voller Überraschungen: »Noch vor drei Jahren«, schreibt Mekiffer über »Die Metamorphose des Geldes und die organische Wirtschaft«, habe er »Pflanzen für langweiliges Grünzeug« gehalten, »und wusste von ihnen nicht die Bohne; heute beginne ich zu begreifen, was für komplexe, clevere Wesen das sind«. Solche Erkenntnisprünge stimmen zuversichtlich; allerdings eher in einem religiös-glaubensmäßigen Sinne, denn wie schrieb schon Lessing? »Was die Erziehung bey dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bey dem ganzen Menschengeschlechte.«

Marcel Fratzscher: Verteilungskampf. Warum Deutschland immer ungleicher wird. Hanser, München 2016, 264 S., 19,90 €. – *Stefan Mekiffer: Warum eigentlich genug Geld für alle da ist. Hanser, München 2016, 304 S., 18,90 €.* – *Harry G. Frankfurt: Ungleichheit. Warum wir nicht alle gleich viel haben müssen. Suhrkamp, Berlin 2016, 107 S., 10,00 €.* – *Paul Mason: Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie. Suhrkamp, Berlin 2016, 430 S., 26,95 €.*



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Max Fuchs

Kultur für alle!

Kulturelle Ungleichheit im sozialen Kontext

Gleichheit ist eines der zentralen Ziele einer demokratischen Gesellschaft. Man erinnere sich nur an das Motto der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Solche politischen Ziele erfüllen nur dann ihren mobilisierenden Zweck, wenn sie den Menschen eine Verbesserung ihrer Lage versprechen. Dies setzt voraus, dass die Menschen unter Unfreiheit und Ungleichheit leiden und dass die gesellschaftlichen Bedingungen es ihnen nicht ermöglichen, brüderlich miteinander umzugehen. Doch worin bestand die Ungleichheit, unter der die Menschen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich litten? Nicht nur Armut, Hunger und Krankheiten erschwerten ihr Leben, sie mussten auch gleichzeitig sehen, dass es eine Gruppe von Menschen gab, denen es auf ihre Kosten gut ging.

In den Begriffen der Gleichheit und der Ungleichheit steckt also wesentlich der Gedanke des Vergleichens. Es muss allerdings die Überzeugung dazu kommen, dass die festgestellte Ungleichheit ungerecht ist, um aus Gleichheit ein politisches Ziel zu machen. Der amerikanische Soziologe Barrington Moore hat sich (u.a. in seinem Buch *Ungerechtigkeit*, 1982) in diesem Zusammenhang mit der Frage beschäftigt, »warum Menschen sich so oft damit abfinden, Opfer ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse zu